

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 37

Sonntag, den 6. August 1916

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 6. August: Verkündigung Christi; Montag, 7. August: Donatus; Dienstag, 8. August: Cyrillus; Mittwoch, 9. August: Romanus; Donnerstag, 10. August: Laurentius; Freitag, 11. August: Susanna; Samstag, 12. August: Maria

8. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas 16, 1—9

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in Abeln Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwendet. Er rief ihn also und sprach zu ihm: Warum höre ich das von dir? Als Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein. Der Verwalter aber sprach bei sich: Was soll ich tun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann ich nicht, und zu betteln schäme ich mich. Ich weiß, was ich tue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen. Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen und sprach zu dem ersten: Wieviel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tonnen Del. Und er sprach: Nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem andern: Wieviel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig. Und es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes. Auch ich sage euch: Macht euch Freunde mittelfst des ungerechten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.

*

Wie steht es mit der Ausübung des kirchlichen Hirtenamtes in der Apostelgeschichte?

Das soll die Frage sein, die wir heute beantworten wollen. Die Apostelgeschichte ist das Buch der Bibel, das uns die ältesten Nachrichten über kirchliches Leben der Urkirche gibt. Es hat daher immer ein Interesse, gerade in diesem Buche nachzusehen, wie es sich mit einer Einrichtung innerhalb der Kirche verhalten hat, von der unsere Gegner so lebhaft wünschen, daß sie nicht vorhanden gewesen wäre, nämlich die Leitung der Kirche durch ein gemeinsames Oberhaupt. Demgegenüber zeigt die Apostelgeschichte ganz klar, daß sofort nach dem Weggang des Heilandes der Apostel Petrus das von Jesus ihm übertragene Amt als erster Papst angetreten und ausgeübt hat, daß ferner die übrigen Apostel diese Vorzugstellung des Petrus anerkennen und bei den Gläubigen für dessen Autorität eintreten.

In Petrus hat Jesus seiner Kirche ein Oberhaupt gegeben. Wie der Erlöser nur einen Gott und einen Glauben lehrte und auch nur eine Kirche stiftete, so hat er auch nur einen Apostel zum obersten Vorsteher seiner Kirche ernannt. Petrus hat sein Amt zum erstenmal ausgeübt bei der Wahl des Apostels Matthias an Stelle des unglücklichen Judas. Der Vorgang wird uns im ersten Kapitel der Apostelgeschichte berichtet: „In diesen Tagen erhob sich Petrus inmitten der Brüder und sprach: Brüder, es muß das Schriftwort erfüllt werden, das der Heilige Geist durch den Mund Davids vorhergesagt hat von Judas usw.“ Petrus bestimmt, welche Eigenschaften der zu Wählende haben soll; er bestimmt auch den Wahlmodus. Das war noch vor der

Verabschiedung des hl. Geistes. Und am Pfingstfeste selbst nimmt Petrus das Wort und redet zu der herbeigeeilten Menge. Am Schlusse der Rede wenden sich die tief ergriffenen Zuhörer an Petrus und die übrigen Apostel und fragen, was sie nun tun sollten. Petrus heilt den Lahmen an der Tempelpforte, spricht im Tempel zum Volke, und als er gefangen vor den hohen Rat geschleppt wird, verteidigt er sich, während der mitgefangene Johannes nichts redet. Petrus ist es, der an Ananias und Sapphira das Strafurteil über die Lüge vollzieht. Als in Samaria das Christentum Fuß gefaßt hatte, sandten die Apostel den Petrus und Johannes dorthin. Petrus verhängte dort über Simon den Magier die Strafe der Exkommunikation. Die erste allgemeine Bistationsreise durch die Christengemeinden in Judäa, Samaria und Galiläa wurde von Petrus unternommen, damit alle den obersten Hirten und den Mittelpunkt der Kirche kennen lernen und aus seinem Munde die Lehre Christi hören könnten. In Lybba heilte er den kranken Aeneas, in dem nahe dabei liegenden Joppe rief er die Tabitha ins Leben zurück. Er ist es auch, der den bedeutungsvollen Schritt tut — durch ein wunderbares Geschehnis dazu veranlaßt — und den ersten Heiden in die Kirche aufnimmt, den Hauptmann Cornelius in Caesarea. Der Schritt war folgenreich. Denn die Kirche in Antiochia nahm daraufhin an Mitgliederzahl gewaltig zu, so daß in dieser Stadt die Jünger Jesu zum erstenmal „Christen“ genannt wurden. Auf dem Apostelkonzil zu Jerusalem, das darüber verhandeln sollte, ob auch die aus dem Heidentum übergetretenen Christen verpflichtet seien, die jüdischen Zeremonialgesetze zu beobachten, führte Petrus den Vorstoß und hielt die entscheidende Rede. Man kann also wirklich von ihm sagen, er habe die ersten Juden wie die ersten Heiden in die Kirche aufgenommen, das erste Wunder unter den Aposteln gewirkt, den ersten Ungehorsamen bestraft, den ersten Ketzer aus der Kirche ausgeschlossen, die erste Kirchenvisitation abgehalten, die erste Kirchenversammlung geleitet. Und wer unbefangenen die Apostelgeschichte liest, gewinnt unwillkürlich den Eindruck, daß die ganze junge Kirche in Petrus ihren lebendigen, sichtbaren Mittelpunkt sah.

Es ist auch nirgends in der Apostelgeschichte wahrzunehmen, daß die übrigen Apostel dem Petrus den Vorrang streitig gemacht hätten, den er tatsächlich einnahm. Das Apostelkonzil zu Jerusalem wäre eine passende Gelegenheit gewesen, mit Petrus darüber abzurechnen und seine Befugnisse genau abzugrenzen. Es ist aber nicht der mindeste Vorwurf gegen ihn erhoben worden und die Apostelgeschichte bietet nicht den geringsten Anhalt zu irgend einer Klage.

Einen breiten Raum in der Erzählung der geschichtlichen Tatsachen der Apostelgeschichte nehmen die Reisen der Apostel nach den neugegründeten Gemeinden ein. Welchem Zwecke dienen diese Sendungen, gemeinsamen Beratungen und Wahlen? Offenbar keinem anderen, als das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu erhalten, die Fühlung mit der obersten Kirchenbehörde und die religiöse Einheit nicht zu verlieren. Die Apostelgeschichte widerlegt schmerzhaft den Protestantismus, der eine Summe von selbständigen, von einander unabhängigen Einzelkirchen annimmt. Er will damit eine oberste Instanz und Zentralleitung in der Urkirche hinweglegen. Nicht nebeneinander, sondern übereinander, nicht Nebenordnung, sondern Unterordnung, das ist das deutlich hervortretende Wahrzeichen der Apostelgeschichte mit seiner Schilderung des Lebens im Urchristentum.

Wenn es Apg. 4, 32 heißt: „Die Menge der Gläubigen war aber ein Herz und eine Seele“, dann ist das nicht so zu verstehen, als ob niemals eine Differenz in den Anschauungen der ersten Christen hervorgetreten, und niemals Grund zu Klagen vorhanden gewesen wäre. Je mehr die Zahl der Gläubigen wuchs, besonders als auf dem Apostelkonzil die überwiegende Entscheidung betreffs der Aufnahme der Heiden gefällt wurde, und je mehr namentlich sich nationale Gegensätze und Reibereien geltend machten, desto öfter stellten sich solche Unebenheiten ein, wie die Apostelgeschichte hervorhebt. Als Paulus von den Gläubigen und Vorstehern in Milet Abschied nahm, hielt er es für notwendig, ihnen wichtige Verhaltensmaßregeln für innere Schwierigkeiten zu geben: „Habet Acht auf euch und die gesamte Herde, in welcher euch der hl. Geist zu Bischöfen gesetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren, die er mit seinem Blute erworben. Ich weiß, daß nach meiner Abreise reißende Wölfe unter euch eindringen werden, die der Herde nicht schonen. Und aus euch selbst werden Männer aufstehen, die Verlehtes reden, um die Jünger nach sich zu ziehen. Darum wachet und seid eingedenk, daß ich drei Jahre lang, Tag und Nacht, nicht aufgehört habe, einen jeden einzelnen von euch mit Tränen zu ermahnen.“ Es müssen wichtige Dinge in der Gemeinde vorgegangen sein, daß der Apostel in dieser feierlichen bewegten Form auf sie einging. Im 6. Kapitel wird von einem Streitsfall in Jerusalem berichtet: „In diesen Tagen aber entstand, als die Zahl der Jünger wuchs, ein Murren der Griechen (= der griechisch redenden Christen) wider die Hebräer, weil ihre Witwen bei der täglichen Speisung zurückgelassen würden.“ Offenbar beanspruchten die palästinensischen Frauen besondere Rechte gegenüber den ausländischen. Die Sache wurde dadurch beigelegt, daß das Amt der Armenpflege vom Amt der Priester abgetrennt und einem eignen Stande mit eigener Weihe übertragen wurde. (Diakonen.)

Wie dieser Fall, so wurden auch sonstige Angelegenheiten immer durch die kirchliche Obrigkeit entschieden, oder es wurden von den Aposteln Abgesandte hingesandt, die mit Recht und Gewalt ausgerüstet, beide Teile anhörten und dann ihre Entscheidung trafen. Wo immer eine strittige Sache auftauchte, die die Gemeinden aus eigenem nicht zu entscheiden wagten, schickte man nach der Zentralleitung in Jerusalem, wo sich Petrus vorerst aufhielt, und bat um Rat und Entscheidung. (15, 2.)

Unter einer solchen einheitlichen Leitung konnte und mußte sich das innere kirchliche, religiöse Leben zu hoher Blüte entfalten. Und in der Tat, wenn man die Apostelgeschichte liest, umweht einen der Hauch eines echt katholischen, tief gläubigen Lebens. „Sie verharren aber in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des Brotbrechens und in den Gebeten. Und es kam Furcht über alle Seelen, auch geschahen viele Wunder und Zeichen durch die Apostel in Jerusalem, und die Furcht war bei allen groß. Auch hielten sich alle Gläubigen zusammen und hatten alles gemeinsam. Ihr Hab und Gut verkauften sie und teilten davon allen mit, nach eines jeden Bedürfnis. Auch verharren sie täglich einmütig im Tempel und brachen das Brot von Haus zu Haus und nahmen Speise in Freudigkeit und Einigkeit des Herzens, und lobten Gott, und alles Volk war ihnen wohlgeneigt. Der Herr aber führte täglich diejenigen, die selig werden sollten, der Gemeinde zu.“ (2, 42—47.) Bald brachen auch Verfolgungen über die junge Kirche herein. Der Diakon Stephanus war das erste blutige Opfer. Andere folgten. Da gingen die Christen in die

Verbannt. Von ihnen heißt es (8, 4): „Diejenigen nun, die sich zerstreut hatten, zogen umher und verkündigten die frohe Botschaft des Wortes Gottes.“ Als schließlich auch das Oberhaupt Petrus gefangen gesetzt wurde, damit er gleich Jakobus hingerichtet werde, „betete die Kirche ohne Unterlaß für ihn zu Gott.“ (12, 5.) Auch sonst finden wir ein herzliches Einvernehmen zwischen den Vorstehern und den Gläubigen. Während ist die Aufnahme, die Paulus auf seinen Missionsreisen bei den Gläubigen fand. 18, 27 wird uns erzählt, daß die Brüder in Ephesus an die Jünger in Asaia schrieben, den Paulus, der sie demnächst besuchen werde, gut aufzunehmen. Ergreifend ist des Apostels Paulus Abschied von Milet. Nachdem er den Christen samt den von Ephesus herbeigerufenen Vorstehern in einer längeren Abschiedsrede angekündigt hatte, daß er nunmehr seinen letzten Gang tun werde, „kniete er nieder und betete mit ihnen allen. Es entstand aber ein lautes Weinen bei allen. Und sie fielen Paulus um den Hals und küßten ihn, am meisten betriibt aber über das Wort, das er gesagt hatte, daß sie sein Angesicht nicht mehr sehen würden. Und sie geleiteten ihn an das Schiff.“ Im nächsten Satz kommt Lukas noch einmal auf den wehmütigen Abschied zurück mit den Worten: „Als es aber geschehen war, daß wir uns von ihnen losgerissen hatten und abfuhrten, usw.“ (20, 36.)

Die 28 Kapitel der Apostelgeschichte bilden nur einen kleinen Ausschnitt aus den 19 Jahrhunderten der Gesamtkirche und umfassen einen Zeitraum von etwa 28 Jahren. Was sie uns aber bietet, genügt trotz seiner Kürze vollständig, um uns über die wichtigsten Äußerungen des kirchlichen Lebens der Urkirche ein Bild zu machen. Gottes Gnade und des Menschen Mitwirken, das waren die zwei Grundsteine, auf denen sich das herrliche Gebäude der Kirche erhob, das sind auch heute noch die Pfeiler, auf denen das Gewölbe unserer heiligen Kirche ruht. Bpe.

Die hl. Afra — das Muster eines heldenhaften Aufstieges

(7. August.)

Belehre dich von deinen bösen Wegen, warum willst du sterben? (Nach Ep. 33, 11.)

Eine frohe Botschaft fürs sündige Menschenherz ist die Lebensgeschichte der hl. Afra, der Patronin der alten Reichstadt Augsburg.

Ihre Verehrung reicht hinein bis in die ersten Zeiten des freien deutschen Christentums, ihre Lebensgeschichte ist aber erst später geschrieben und mit dem Kranz frommer Sagen umwunden. Mit einiger Mühe läßt sich die Geschichte aus all diesem herauschälen.

Um die Wende des dritten Jahrhunderts lebte in Augsburg eine Frau, namens Hilaria, die die eigene Tochter dem Dienste der Göttin weihete, die im Vaterlande ihrer Eltern mit den schändlichsten Werken geehrt werden sollte. Afra, so hieß die der Schande geweihte Tochter, sollte durch eine eigentümliche Fügung Gottes aus der Tiefe der ehrlösenden Sünde zur Höhe des Martyriums emporgeführt werden.

Kaiser Diokletian begann 303 eine neue große Verfolgung der Christen. In Spanien setzte sie sehr heftig ein und vertrieb aus Gerona den Bischof dieser Stadt, Marzissus. Gehorsam dem Worte des Herrn: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, flieht in eine andere!“ verließ Marzissus zusammen mit seinem Diakon Jektz das Vaterland und kam in mühsamer, gefährlicher Wanderung nach Augsburg. Das erste Haus, das ihm hier gastliche Aufnahme zu gewähren, dem Neukircher nach, versprach, betrat er mit christlichem Segenswunsche. Afra und die beiden Dienerrinnen nahmen die beiden Fremdlinge freundlich auf in der Hoffnung, von ihnen einen reichen Sündenlohn zu erhalten. Da Marzissus zu essen verlangte, bereiteten sie ihm und dem Begleiter ein frohliches Mahl. Bevor der Bischof den ersten Bissen berührte, machte er das hl. Kreuzzeichen über sich und rief in tiefster Sammlung den Segen seines Gottes auf die leibliche Nahrung. Afra war überrascht. So etwas hatte sie und ihr Haus noch nie gesehen. Als sie dann

erfuhr, daß Marzissus aus Liebe zu seinem hl. Glauben Heimat und alles verlassen, trat mit einem Male das Verwerfliche ihres Lebens mit solcher Klarheit vor ihre Seele, daß sie dem Heiligen zu Füßen fiel und ihn bat, doch nicht einen Augenblick länger in einem solchen Hause zu verweilen. Marzissus, der Stellvertreter dessen, der die Sünder ermahnt und mit ihnen ab, der sich von einer öffentlichen Sünderin die Füße waschen ließ, blieb, bekehrte Afra, deren Mutter und die ganze Verwandtschaft. Neun Monate blieb er im Hause der Mutter, vollendete sein Bekehrungswerk, weilte Afra's Oheim, Dionysius, zum ersten Bischof von Augsburg, wo dann wieder heim und starb 307 in Gerona den Martertod.

Unterdessen hatten die Wellen der Verfolgung die äußersten Grenzen des Reiches berührt — auch in Augsburg hätte man die Christen auf. Afra's Sinnesänderung mußte aufgefallen sein. Sie wurde vor den Richter geschleppt und legte dort ein herrliches Bekenntnis ihres Glaubens ab. Gajus — so hieß der Richter — fragte sie: „Seht opferst du gewiß den Göttern, um den Quälen zu entgehen?“ „Nein,“ erwiderte Afra, „ich opfere nicht, ich habe genug der Sünder begangen, als ich meinen Gott noch nicht erkannte, jetzt tue ich kein Unrecht mehr!“ — „Geh in den Tempel und opfere!“ — „Mein Tempel ist Christus! Christus bekenne ich meine Vergehungen, ihm verleihe ich geopfert zu werden, damit durch Leiden meine Sünden gesät werden.“ — „Aber wie kannst du eine Christin sein? Der Christengott verdammt doch das Gewerbe, das du in deiner Jugend getrieben. Opfere der Göttin, der du deine Blüthenjahre gewidmet, sonst wird sie dich vernichten in ihrem Zorne!“ — „Ich bin des Christenmams nicht würdig.“ — „Doch Gott ist ganz Erbarmen und Milde, und er wird auch mich nicht verwerfen, sondern mir Kraft geben, das Bekenntnis seines hl. Namens abzulegen.“ — „Schweige und opfere, oder ich lasse dich öffentlich auspeitschen und verbrennen!“ — „Das hat mein Leib verdient, das wird meine Seele reinigen!“

Gajus sprach nun voll Zorn das Urteil, das sogleich ausgeführt wurde. Afra wurde aus der Stadt hinausgeführt auf eine kleine Insel des Sees. Hier wurden ihr Schleier und Oberkleid genommen, dann wurde ein Holzkreuz um sie aufgeschichtet und angezündet. Während das Feuer sich langsam entzündete, betete die Heilige: „Herr, allmächtiger Gott, Jesus Christus, der du gekommen bist, die Sünder zur Buße zu bringen, der du verheißt hast, daß du in dem Augenblicke der Sünder nicht mehr gedanken wollest, wo der Sünder dich zu dir wendet, nimm in dieser Stunde der Qual meine Füße gnädig an und wende durch dieses zeitliche Feuer von meiner Seele die Glutten des ewigen Feuers!“

Die Flammen züngelten höher und höher. Das Gebet der Gemarteten wurde leiser und leiser. Und als ein Windstoß die Glut dichter und brennender an die Marthrin herandrängte, rief sie noch: „Herr, Jesus Christus, ich danke dir, daß du mein Brandopfer angenommen! Dir gilt es, der du lebst mit Gott dem Vater und dem hl. Geiste in Ewigkeit. Amen!“

Mit diesen Worten völliger Hingabe entfloß der Belagerten Seele zu den ewigen Höhen. Die Räube der Heiligen: Digna, Eunomia und Eutropia hatten vom Ufer dem Tode ihrer Herrin beigewohnt. Sie riefen die Mutter und einen Priester herbei und begruben den hl. Leib vor der Stadt, da, wo sich heute die Kirche des hl. Ulrich erhebt.

Als Gajus erfahren, wer die Marthrin begraben, ließ er auch diese Frauen vor sich führen. Auch ihnen stellte er den Antrag, den neuangenen Glauben zu verleugnen, aber alle vier blieben ebenso standhaft wie die Tochter und Herrin, auch sie starben aufrosten Mutes den Feuertod.

Schon bald nach Afra's Tode erhielt die Kirche durch Konstantin den Großen die langersehnte Freiheit. Jetzt sammelten sich die Gläubigen Augsburgs offen um Afra's Grab. Die Kirche, die sich über ihren Reliquien erhob, wurde zwar öfters zerstört, aber auch immer wieder aufgebaut. Aus allen Gauen Süddeutschlands eilten die Katholiken zum Grabe der Heiligen, die aus

tiefster Tiefe so schnell zum Selbsttume des Martyriums emporgestiegen.

Der Krieg will ein Kureger zu sittlich-religiösem Aufstieg sein. Doch die Menschheit will diesem gewaltigen Ruder zur Höhe immer noch nicht folgen. Gebe doch Gott auf der hl. Afra Fürbitte, daß das deutsche Volk durch wahre, tiefe Reuerung würdig werde des Friedens,

Der nur in reinen Herzen wohnt und bleibet!

P. J. B., O. F. M.

Weggeleitet zum Glücke

Von P. J. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(6. Fortsetzung.)

Besen und Betätigung der christlichen Gerechtigkeit (III. Teil.)

Auf die Frage, was schulden wir gemäß der christlichen Gerechtigkeit dem Nächsten?“, erhalten wir sowohl die Knappke wie auch umfassendste Antwort in dem bekannten Spruche: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem anderen zu!“ Eine selbstverständige Umkehrung dieses Wortes in das Positive ist die Forderung, die der göttliche Heiland selbst an uns stellt: „Alles also, was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das sollt ihr ihnen auch tun, denn das ist das Gesetz und die Propheten.“ (Mt. 7, 12.)

Die Erfüllung alles dessen, was Gesetz und Propheten vorschreiben, die Erfüllung jeglicher Gerechtigkeit dem Nächsten gegenüber liegt also in der Ausführung dieser Forderungen.

Du willst, lieber Leser, daß dein Hab und Gut für jeden unantastbar ist, hoffentlich ist es dir selbstverständlich, daß du dem Eigentum des Nächsten gegenüber gerade so denkst. Doch du willst sogar, daß dir der Nächste bei Vermehrung von Hab und Gut beihilflich sei, soweit es seine eigenen Interessen erlauben, du willst, daß er dir dabei zum wenigsten nicht hinderlich sei — hoffentlich gibst du in diesem Punkte dem Nächsten das, was du so selbstverständlich für dich in Anspruch nimmst! Du willst, daß die Leute, wenn du Geschäftsmann bist, bei dir kaufen, du gibst dir Mühe, möglichst viele Käufer in dein Geschäft zu ziehen — selbstverständlich nimmst du es deinem Nachbar in den gleichen Verkaufsgegenständen nicht übel, wenn er es gerade so macht wie du! Du hältst es für ausgemacht, daß jeder deinen guten Namen, deine Ehre achtet: das Gleiche erwartest du von der Nachbarn aber auch von dir. Du sagst: „Ich habe das Recht, solange für gut und rechtlich gehalten zu werden, als eine offenkundige Tatsache nicht das Gegenteil kundtut!“ Wende dies auf deinen Mitmenschen an, und in tausend Fällen wirst du die unrechten Gedanken eines freventlichen Urteils von dir weisen, in tausend Fällen dir selbst und dem Nachbarn den besten Dienst erweisen. Du willst stets zart angefaßt werden, du willst rücksichtsvoll behandelt werden und trotzdem verfährt du selbst immer nach dem Rezept des Dichters, das dieser nur für besondere Fälle anriet:

„Du reichst nicht aus mit: „Bitte schon!“

Die Welt ist groß und ungezogen.

Und liebt es, dir im Weg zu sein.

„Gibst Raum, ihr Herrn!“ — Man will nicht gehn?

Schalt Raum! Du hast zwei Ellenbogen!

(H. W. Weber.)

Wenn du einmal in Not kommst, dann müßest die Nachbarn zur Rechten wie zur Linken nur so herbeistiegen — das meinst du! — obwohl du selbst mit verschränkten Armen beim Unglück deines Mitmenschen stehtst und es dir erst überlegst, obs auch wohl nötig.

So geht's oft zu bei Leuten, die sich sehr gerecht vorkommen, und doch oft im Tage gegen den Nächsten ungerecht werden! Ein wenig Nachsinnen kann dies bestätigen und den Weg zur Reuerung zeigen!

So haben wir tausend Verpflichtungen gegen den Nächsten, denen wir alle nachkommen, wenn wir den Lebenden geben wollten, was wir von ihnen als ausgemacht verlangen! Aber auch gegen die Toten haben wir Pflichten, die uns die christliche Gerechtigkeit auferlegt! Trotzdem es ein Wort gibt: „Ueber die Toten nur Gutes!“ wird gerade über Tote wie Abwesende leichtfertig in gleich leichtfertiger Weise der Stab gebrochen, und das ist nicht nur feige, das ist auch ungerecht!

Doch wir sollen den Toten nicht nur nicht übel-
tun, wir sollen sie auch ehren. Schon So-
phokles sagt:

„Fromm handelst, wer die Toten ehrt!“

Und bei einem nordischen Dichter heißt es:

„Das Volk ist nicht edel, das seine Toten nicht ehrt!“
Das deutsche Volk hat seine Toten stets ge-
ehrt, ja selbst fremden Toten hat es Ehre er-
wiefen, es hat sogar vor dem toten Feinde ehrend
die Fahne gesenkt. Zu dieser Ehrerweisung bietet
uns der mordende Krieg täglich Gelegenheit. Wir
sollten aber bei all diesem nicht vergessen, den
Toten beste Ehre zu erweisen, indem wir ihrer
vor Gott gedenken; wir verhelfen ihnen dadurch
zum schnellerem Eingang in die ewige Ehre!

Der Mensch hat nicht nur im Allgemeinen
dem Nächsten gegenüber seine Verpflichtungen;
diese Verpflichtungen nehmen besondere Formen
an, je nachdem er einzelnen Ständen angehört.
So hat der Richter die Verpflichtung, nur das
Gesetz zur Richtschnur seines Urteils zu nehmen.
Das eigene Gefühl, Rücksichtnahme auf Personen,
dürfen nie sein Urteil beeinflussen. So hat jeder
Stand seine besonderen Aufgaben und demen-
sprechend seine ganz besondere Pflicht, und nur
der ist gerecht, der auch hierin dem Nächsten ganz
das Seine gibt und läßt. Am segensreichsten wirkt
die christliche Gerechtigkeit bei denen, die Gewalt
über andere haben; ihr Mangel schafft aber auch
niirgends verhängnisvollere Mißstände als gerade
bei Machthabern. Ich nehme dies Wort im wei-
testen Sinne!

Wenn z. B. der Jugendbildner, der Erzieher
diese christliche Tugend über sein Werk setzt,
wie tief kann er ins junge Herz eingreifen, wie
tief im jungen Aderland des Menschenlebens
pflügen, und wie voll Segen ist sein Schaffen,
selbst wenn er einmal wehethun muß! Aber wie
kann ein Erzieher ein ganzes Menschenkind
vernichten, wenn er mit unredlichen und ungerech-
ten Griffen es berührt! Ein parteilicher Lehrer
ist stets ein Unglück; den, für den er eingenommen
ist, verzieht er, und den, gegen den er eingenom-
men ist, verbittert er. Liebe und Gerechtigkeit
sind die beiden großen Förderer in der Erzieh-
ungskunst.

Wie brandmarkt doch die M. Schrift die
Ungerechtigkeit dessen, der als Arbeitgeber über
anderen steht! „Wer Müt vergießt, und der,
so einen Tagelöhner betrügt, die sind Brüder!“
(Sir. 34, 27). „Du sollst dem dürstigen und
armen Bruder seinen Lohn nicht versagen, auch
nicht dem Fremdling, der bei dir weilet im
Land und in deinen Toren ist; sondern am
selben Tage sollst du ihm den Lohn seiner Arbeit
geben vor Sonnenuntergang; denn er ist arm
und erhält sein Leben damit, auf daß er nicht
wider dich zum Herren rufe, und dies zur Sünde
gerechnet werde!“ (5. Mos. 24, 14, 15). Nichts
verbittert die Menschen mehr als ein Abzug
am wohlverdienten Lohne. Und ein großer Teil
der sozialen Frage wäre mit einem Schlage ge-
löst, wenn die christliche Gerechtigkeit wieder als
Vermittlerin zwischen Arbeitgeber und Arbeit-
nehmer stände. Doch vom Segen dieser Him-
melsfrucht soll ein andermal die Rede sein!

In die Stadt . . .

Von Hanns Gishert.

Humpelnd bringt Mutter dem Bader das Mittag-
essen im Wochstessel hinaus auf den Anger am Rhein,
wo die Sonnenlichter auf dem Wasser tanzen und die
Bürgen und Berge aus blauer Ferne hinübergrühen.
O! Mutter weicht auch, was schön ist; aber sie hat
nie Zeit, sich das Schöne anzuschauen. Sie muß
immer schaffen, schaffen, trotz des Zitterleins, das
ihre Glieder ganz verzogen hat und ihr bei jedem
Schritt Schmerzen bereitet, trotz ihres Alters und
ihrer Müdigkeit. Ja, wenn das Traut noch da wäre!
... Aber das ist in die Stadt gegangen, um sich
einen Dienst zu suchen, und die Mutter muß die Arbeit
tun, wenn sie es auch noch so sehr will. Das kommt
von der feuchten Hütte über dem Wildenbach, der im
Frühling oft so anschwillt, daß das ganze Gdgeschloß
unter Wasser steht, sagt der Schiffermichel aus Dack-
lach. Der hat gut reden, sie mußte raus; wenn man
kein Geld hat, ein anderes Hauslein zu zahlen. Denn
der Schorch ist im Feld...

Dem Bader schneidet es nach der schweren Arbeit
vortäglich. Die Frau hat heute einmal was Rechtes ge-
kocht; gute Bräth von den Knochen, die der Bader-

metzer in Dacklach ihr manchmal zugibt, wenn sie
Votengänge macht; ein paar Häppchen Fleisch sind
auch dazwischen und Möhren und Kartoffeln. Mit
dem Federmesser schneidet er Stücke von dem harten,
schwarzen Brot, das die Mutter immer altbacken bringt,
damit es länger reicht, und spießt sie auf, um sie in
die ledere Bräthe zu tauchen, die er sie verpeist.
Das ist doch einmal etwas anderes, als die ewige
Kneippkaffeeintrerei, in der die Frau das Brot weicht,
weil sie es mit dem zahlosen Grunde nicht mehr
kauen kann.

Währenddessen hat Mutter den Lederriemen her-
stärre umgehakt und fährt humpelnd und stöhnend
das duftende Heu nach Hause, um es am Bergeshang
zum Trocknen auszubreiten. Das Traut! Wenn das
Traut da wäre! Das wäre dem seine Arbeit! Aber
sie will nichts sagen; es ist jung und will sich was
verdienen. Die Weilerich hat ihm eine Stelle be-
stelt, in der es angelernt wird und gleich achtzehn Mark
verdient. Wenn es bis dahin was kann, kündigt es
und kann dann fünfundsiebzig wie nichts verlangen,
sagt die Weilerich.

Fünfundzwanzig Mark! Man kann es sich gar
nicht ausdenken — so viel Geld ist das — wieviel
es in einem Jahre ausmacht! Und jetzt schon 18 Mark!
Traut hat auch gesagt, sie sollten es gut haben. Soviel
sie könne, wollte sie von ihrem Lohn abgeben. Nein,
das wollten sie nicht einmal; wenn es ihnen nur manch-
mal aus der Not hilft. Das Annelies von der Mühle
hat ihm neulich einen Brief geschrieben, damit es doch
die drei Mark Bacht schiden soll, die das Heu am
Graben und den Flußweiden kostet. Es ist ja böse Ar-
beit; aber Badder ist noch so geschmeidig, da macht ihm
ein bißchen Mühe nichts mehr aus. Für die drei
Mark gehört ihnen alles Heu von Dacklach bis Neu-
weiler; es ist so billig, weil die Bauern zu stolz sind,
das Gras aus den Straßengräben mähren zu lassen,
und es ist noch nicht das schlechteste, da unten am
Wasser. Und sie beide haben damit genug Futter
für die Gais, haben Milch und Brot für den Winter.
Den Brotteig macht die Mutter selbst; sie muß um-
sichtig einteilen in diesem Jahre, weil der Regen oben
auf der Kruppe so böß in den Feldern gebauht hat,
daß die Kornrente spärlich war; aber der Bader muß
es baden; das kostet allemal sechs Pfennig, und bares
Geld haben sie doch nicht. Da bezahlt sie mit der
Gaismilch, die des Baders Kinder so gern mögen.
Dum muß sie Futter haben, Futter für die Gais...

Am Sonntag vor vierzehn Tagen hat Annelies
geschrieben; schon zweimal hat Mutter beim Post-
vorsteher angefragt; kein Brief von der Traut. Deut
macht sie noch einmal den Untweg, wie sie mit der
leeren Karre wieder nach dem Anger heraus fährt. Der
Vorsteher, der im Nebenamt Wirt und über die städ-
tischen Postkassen immer gut unterrichtet ist, zeigt ihr
schon von weitem den Brief; auf rosa Papier ist er
geschrieben. Wie schön, wie schön! Schade, daß sie
ihn nicht lesen kann; ihre Augen wollen nicht mehr
recht; aber der Bader! Der hat noch Augen wie
ein Luchs. Der kann die Antwort lesen.

Es ist nichts Erreuliches, was Bader mühsam
und bedächtig herausbuchstabiert. Was sich die Eltern
dachten? Geld schiden, wo sie doch erst ein paar
Monate im Dienst sei... Ob sie denn nicht wüßten,
daß sie sich erst alles anschaffen müsse, um anständig
auszusehen, wie es sich in einem Städterhaushalt
gehört, Kleider, Schuhe, Schürzen. Sehr ein-
richten müsse sie sich, um mit dem Lohne auszu-
kommen. Später vielleicht könne sie etwas abgeben,
aber jetzt sei es unmöglich; in der Stadt sei alles
so teuer...

Betrübt sehen sich die Eltern in die alten Ge-
sichter; dann hätte das Traut auch hier bleiben können,
dann hätten sie doch Hilfe von ihm gehabt! Nichts
kann es geben, gar nichts.

Langsam sinkt die Sonne und übergießt den Fluß
und das Land, die Berge und Bürgen mit einem ro-
tigen Licht, das aussieht wie ein Schimmer des Glucks.
Auch auf den rumpeligen Rücken der alten Leute liegt
ein verklärter Schein; aber in ihren Herzen wohnt
Bitterkeit. Was soll nun werden? Es wird nichts
übrig bleiben, als daß Bader wieder abends, wenn
er müde von der Arbeit kommt, auf der Mühle Aus-
hilsarbeit tut. Einen ganzen Monat lang. Denn
der Müller gibt ihm nur einen Groschen täglich für
seine Mühle. Auf dem Lande ist bares Geld rar.

Und die Traut kann keine einzige Mark schiden...
Aber auf Kirmes, wenn auch nicht wie sonst gefeiert
wird, kommt sie heim. Angetan mit einem groben
Blumenhut, gelben Schuhen und einem feinen Woll-
kleid, das Mutter kaum anzufassen mag. Und hat
Handschuhe an und ein Täschchen am Arm. Und redet
wie eine feine Dame. Von der Teuerung in der Stadt
und der Schwierigkeit der Lebensmittelfrage. „Da-
von habt Ihr ja keine Ahnung hier auf dem Lande.
Ihr sitzt wie die Vögel im Rübchen...“

Aber sie hat so vornehme Freundinnen bei sich, daß
der alte Mann sich zurückhält. Am liebsten hätte er
mit der Faust dreingeknallt und ihr seine Meinung
gezeigt über den ganzen Staat, her für ein Bauern-
kind nicht schade und über sein dummes Gerede...

Und dann schießt ihm doch die Gasse ins Blut. „Da-
heim soll es bleiben und seinen alten Eltern helfen, statt
sich den Firtelanz an den Leib zu hängen, statt den
Städter-Schmichmad nachzumachen...“

Mutter begnügt. „Sei nicht so, Vater! Wenn
die Stadtherrschaft das nun einmal verlangt! Es ist ja
auch nur für den Anfang. Und wenn es mit dem
Lohn ausschlägt, will es an uns denken, das Traut...“
Und sagt stolz hinzu: „So ist doch keins im Dor-
wie unter Kind.“

Währenddem zeigt Traut, das Kind der Fernsten
im Dorf, sich überall in seinem Buz, daß die Leute
die Fenster aufmachen, um zu sehen, was für seiner
Stadtschuch gekommen ist. Und schreibt ein Duzend
Feldpostkarten mit schönen Ansichten an die Jungen
aus dem Ort und an Freunde, die es in der Stadt
gemacht hat, und trinkt mit einer vergnügten Ge-
sellschaft beim Sternwirt Bier. Und sieht manchmal
schläftig bei den Eltern herein, ehe es wieder fortfährt.
Bader hat sich gerade fertig gemacht, um seine Lieber-
stunde schaffen zu gehen. Mühsam reckt er sich auf.
Der Müller macht keine Ausnahme, auch nicht am
Feiertag....

— Eine Hochzeitsreise

Nach dem Schwedischen von B. S.

Das junge Ehepaar besand sich auf der Hoch-
zeitsreise und lachte über die ängstlichen Ver-
wandten.

„Kannst du dir vorstellen,“ sagte der Pro-
fessor zu seiner Frau, „daß mein Bruder uns
durchaus bis zum Dampfer begleiten wollte;
er fürchtete, daß wir uns allein nicht zurecht-
finden würden. Ja, ich war wirklich beleidigt.
Weil ich früher manches Versehen auf meinen
Reisen begangen habe, brauchen sie doch nicht
alle zu glauben, daß es immer verkehrt gehen
wird.“

„Und ich weiß nicht, wie oft ich von meiner
Schwester gewarnt wurde, nicht in ein falsches
Schiff zu steigen.“

„Grünschnäbel!“ brummte der Professor.

„Nun ja, sie lieben uns, und wir können nicht
leugnen, daß wir zuweilen schon Mißgeschick
hatten. Aber da wir nun bei dem Kapitäl an-
gehangt sind, wollen wir überlegen, was wir
zu tun haben, wenn wir uns zum Beispiel
verlieren. Wie könnte ich dich wiederfinden?“

Der Professor lachte.

„Wir werden uns nicht verlieren, und wenn
wir es täten, so würdest du zum Dampfschiff
gehen, wo wir uns treffen.“

„Ach ja, natürlich! Ein Mann weiß, was
man in einem derartigen Falle zu tun hat!“
Frau Normann schaute mit bewundernden Blicken
ihren Gatten an, der sich recht vergnügt aus-
streckte.

Der Zug fuhr langsam in eine Station ein
und blieb lange genug stehen, um die Neugier
des Professors zu erregen. Er erhob sich.

„Ich werde aussteigen, um zu hören, ob
wir hier einen längeren Aufenthalt zu befürchten
haben; wir dürfen nicht zu spät zum Schiff
kommen.“

Draußen fand er eine Menge Männer und
Knaben versammelt.

„Aufenthalt?“ erwiderte einer von ihnen auf
seine Frage, „ach nein, nur eine Minute; wir
warten einen Güterzug ab. Da ist er! Sehen
Sie dort den Rauch?“

Der Professor eilte nach seinem Wagen zu-
rück. Aber gerade, als er sich ihm näherte, er-
blickte er einen sonderbar glänzenden Rieselflecken
auf der andern Seite des Gleises. Er ging
hinüber, nahm ihn auf und untersuchte ihn,
ohne mehr an den Güterzug zu denken, der
gleich darauf zwischen ihm und seinem Zug her-
aufsauste.

„Mein Gott!“ murmelte er und warf den
Stein fort. „Das war gedankenlos. Ich muß
die Geologie wohl lassen, bis ich wieder zu
Hause bin.“

Er wartete mit großer Unruhe, während der
Güterzug langsam und rasselnd vorbeifuhr. Be-
stimmte — zwanzig — dreißig zweihundertfünfzig Wagen
zählte er und dann war der Zug vorüber. Aber
nun stand er da und starrte ins Leere! Sein
Zug war verschwunden und erschien nur noch
als ein immer kleiner werdender Punkt am
fernen Horizont. Nun hatte er seine Frau ver-
loren! Aber wie viel er auch tobte, er mußte

zwei volle Stunden auf den nächsten Zug warten, mit dem er in demselben Augenblick ankam, in dem der Dampfer abgehen sollte.

„Bassunglos stürzte er zum Hafen, um gerade noch den „Helios“ abdamphen zu sehen.“

„Ich könnte das Schiff erreichen, ehe es die Bucht verläßt, mein Herr,“ sagte der Kapitän eines Bugierbootes, der die verzweifelte Lage des Professors beobachtet hatte.

„Es wird keine Schnelligkeit bei der Fahrt durch den Kanal nicht vergrößern, und ich verspreche Ihnen, Sie für hundert Mark an Bord zu setzen.“

„Gut!“ rief der Professor aus, indem er in das Boot sprang. „Schnell! Versäumen Sie keinen Moment.“

Das Boot schob dahin und lag nach tüchtiger Arbeit endlich neben dem großen Dampfer. „Passagier an Bord!“ brüllte der Kapitän in sein Sprachrohr.

Auf demselben Wege kam die Antwort vom Dampfer, und eine lange Stange mit daranhängendem Tau wurde über das Boot geschickt.

„So, mein Herr, kummern Sie sich jetzt an das Tau, und dann wird man Sie hinausschieben. Aber erst die hundert Mark, wenn ich bitten darf! Danke sehr — seien Sie vorsichtig!“

Der Professor blickte zweifelnd auf das baumelnde Tau.

„Aber — meine Frau ist vielleicht nicht an Bord,“ — sagte er. „Sie warten wohl und fahren mich zurück, falls sie nicht da sein sollte, Herr Kapitän?“

„Ja, gewiß, mein Herr,“ antwortete er und steckte das Geld tief in die Tasche. „Nun rasch zu!“

Professor Normann gelangte glücklich, wenn auch etwas ungeschickt, auf das Deck des „Helios“, wo er zuerst nach dem Kapitän fragte.

„Der Kapitän ist jetzt nicht zu sprechen,“ antwortete man ihm. „Er ist auf der Kommando-Brücke, mittags kommt er herunter.“

„Aber ich muß...“

„Es ist am besten, sich an den Kassierer zu wenden, der wird Ihnen eine Kasse anweisen.“

„Wo finde ich ihn?“

Der Mann zog voran und zeigte ihm den Weg und der Professor erzählte nun dem teilnehmenden Beamten seine traurige Geschichte.

„Ach das ist sehr, sehr unangenehm,“ sagte er. „Das ist ein wirkliches Mißgeschick. Aber es passiert so oft, daß Personen auf diese Weise zurückbleiben.“

„Aber meine Frau?“

Der Beamte schüttelte den Kopf.

„Ich habe sie nicht gesehen.“

„Was, was sagen Sie? Sie haben sie nicht gesehen. O, Himmel! Halten Sie das Schiff an! Ich muß ans Land! Halten Sie sofort!“

Der Mann bezeugte sich nicht von der Stelle.

„Es tut mir sehr leid, Herr Professor,“ sagte er, „aber wir können nicht umkehren, das ist ganz unmöglich. Der Kapitän hat uns verlassen, und ihr Boot macht sehr, gleich als Sie an Bord kamen. Ich glaube, daß Sie gezwungen sein werden, unsere Reise mitzumachen.“

Der Professor jammerte laut.

„O, wie wird es meiner Frau ergehen in der fremden Stadt! Und sie kann mir ja nicht einmal Nachricht geben!“

„Ach, so schlimm ist es nicht,“ fiel der andere tröstend ein. „Wir haben hier jede Bequemlichkeit, selbst drahtlose Telegraphie.“

„Drahtlose Telegraphie!“ O, dem Himmel sei Dank!“

„Nehmen Sie nun eine Kasse und...“

„Ich habe eine.“

„Ja, natürlich! Ich vergaß, daß Sie sagten, Sie hätten die Kasse im Voraus bestellt. Zeigen Sie das Billett.“

„Mein Billett!“ — Der Professor griff hastig in die Tasche und sagte dann bestürzt: „Meine Frau hat das Billett.“

Die freundliche Miene des Beamten war verschwunden.

„So, wirklich!“ sagte er trocken. „Nun wohl, ich kann Ihnen eine Kasse erster Klasse anweisen. Wir haben noch einige leer. Der Preis ist hundert Mark.“

„Ganz recht... aber die drahtlose...“

„Ja, alles zu seiner Zeit... erst bitte hundert Mark!“

Der Professor zog seine Brieftasche hervor und warf das Geld hin.

„Nun muß ich telegraphieren,“ sagte er eifrig.

Das Gesicht des andern erlebte sich.

„Ja, das können Sie freilich. Sie haben Kasse Nummer 50, hier ist der Schlüssel. Und nun kommen Sie mit in das Telegraphenbüro, mein Herr.“

Der Professor fand es durchaus nicht leicht, das Telegramm aufzusetzen. Es wurde ihm schwer, zu bekennen, daß ihm auf der soeben begonnenen Reise ein trauriges Mißgeschick begegnet sei. Endlich war das Telegramm geschrieben. Es lautete:

„Herrn Walter Normann, Berlin. Abgereist mit „Helios“, ließ Leonie in Hamburg. Suche sie Telegraphiere mir. Kasse 50.“

Dann ging er in seine Kasse.

Der Telegraphist verglich mit erstaunten Augen das Telegramm mit einem andern, das kurz vorher aufgegeben worden war und folgendermaßen lautete:

„Fräulein Anni Wilson, Berlin. Mein lieber Anton blieb durch einen Unfall — nicht durch eigene Schuld — auf dem Wege nach Hamburg zurück. Suche ihn. Telegraphiere, wo ich ihn treffe. Meine Adresse im „Helios“ ist Kasse 52.“

Nachdem der Mann die beiden Telegramme studiert hatte, zuckte er die Schultern.

„Die Sache geht mich nichts an,“ murmelte er vor sich hin und expedierte die Depeschen.

„Die Kasse bezahlt mich nicht, damit ich den Leuten die Telegrammkosten erspare.“

Nach einiger Zeit flossen zwei Telegramme ein; eins für Kasse 50, eins für 52. Sie waren gleichlautenden Inhalts.

„Professor Normann, Kasse 50. Leonie ist nicht neben dir in Kasse 52. Walter.“

„Frau Normann, Kasse 52. Anton ist nicht neben dir in Kasse 50. Anni.“

Einen Moment darauf wurden beide Kassetüren sperrweit aufgerissen und das Ehepaar fiel sich in die Arme. Es gab ein Lachen, Fragen und Erklären. Der zufällig vorübergehende Kassierer war bei diesem Anblick ganz verblüfft.

„Aber, Herr Professor — eine fremde Dame zu umarmen!“

„Großer Himmel, warum soll ich sie nicht umarmen dürfen? Sie ist ja meine Frau! Wir sind gestern getraut worden. Warum sagten Sie mir denn, daß sie nicht an Bord sei?“

Der Mann lachte mittrauisch.

„Ihre Frau?“ rief er. „Ja freilich! Diese Dame sagte mir, daß ihr Mann sich verspätet habe, und nannte sich Frau — oder vielleicht sagte sie Fräulein Leonie Wilson. Ist Ihr Name nun Wilson oder Normann? Sind Sie Fräulein oder Frau?“

Leonie und der Professor schauten sich an.

„Nun, ich sollte meinen, wir sind ein Ehepaar,“ sagte sie zärtlich. „Ich hatte es, in der Aufregung vergessen und meinten Mädchennamen ausgegeben.“

So eine Frau ist auch was wert

In der Deutschen Kriegszeitung von Baranowitschi Nr. 48 vom 14. Juni) lesen wir folgende Zuschrift eines Landstärklers: „Es gehört zwar nicht her, aber vielleicht nehmen Sie's doch. Also meine Frau. Sieben Kinder und von meiner Schwägerin, der ihr Mann im Westen steht, und die es hat, was meine Frau schon lange wartet, von der hat sie jetzt auch noch zwei in Pflege. Das war schon im Februar, und da ging sie schon morgens um fünf los und hat aufs Paderland Ding gefahren. In der Raderberre, fast dreiviertel Stunde weit. Jeden Morgen drei Fuhren, macht sechsmal dreiviertel Stunden, macht viereinhalb Stunden nach Adam Riese. Dann ist sie auf Wälsche gegangen, dann Mittagessen, dann wieder Wälsche und abends wieder ihre Fuhren. Und im März kam's Umgraben, Pflanzungen und, und dabei immer alle neuere versorgt. Ich wollte Östern auf Urlaub; ganz zuletzt ging's nicht. Ich hatte kein Geld geschickt bis dahin, weil ich's als Osterhase ihr auf den Tisch legen wollte. Und verdienen tat sie nicht viel und die Unterstüßung ist nicht gerade färschlich. Aber daß sie keine Butter aufs Brot zu schmieren hatten, hat sie mir auch nie in die Ohren geredelt. Ueberhaupt, zu Hause, das war ich ihr Bezirk, und da wurde sie fertig, hier draußen schaffte ich, und da wurde ich fertig. Nun war's Pfingsten und ich fuhr auf

Urlaub. Und da stand sie denn mit allen neun zum Empfang, meine gute Alte. Freie auf den Beinen und lachte übers ganze Gesicht. Draungebrannt wie eine Kohrrübe und weiß Gott ordentlich jung geworden mit ihren 45 Jahren und bligsauber. Ich hätte sie nur so abküssen können, so schön sah sie aus. Und dann ging's heim. Und da war alles so alt, rat und blank, daß unser Hauptmann seine beste Freude gehabt hätte. Und ein Fleisch stand auf dem Tisch und ein Kopfsalat und Brot und alles. Und dann ging's in den „Garten“ raus. Ja, du mein Saitenspiel... Ich hab' einfach das Maul aufgerissen und den Kopf weggedreht und nur so um die Ecke geschaut, weil sie mir so alles zeigte. Da war ein Baum rundum, ganz kunstgerecht, eine Latte wie die andere, und mit Karbolium gestrichen. Und alles von ihr. Die Beete tipp-topp. Wie vom Gärtner. Nach der Schnur. Die Wege mit Kieselsteinen, grasfrei. Alles bepflanzt und begossen, alles eine Pracht, Erdbeeren, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Möhren, seit und kräftig und eine Lust. Und alles von ihr. Und dabei hatte sie ihre Arbeit, und die neuere und einmal sogar noch ein Kränke von der Schwägerin auf 14 Tage, weil die das Bäum nicht richtig pflegte, wie sie meinte. Und dann eine Laube in der Mitte, mit Kletterrosen und andern Ranken umzogen, und ein Tisch drin und Bänke, einfach großartig. Und alles selber gestimmt, alles selber aus dem Boden gehampft. Und nun die Freude, wo sie's mir zeigte und mit anjah, wie's in mir rumorte und ich Grimassen schnitt, wie's nicht merken zu lassen, daß ich fast das Flennen kriegte. Wir tun hier unsere Sache. Aber der Teufel hol's: mir war's, als ob so eine Frau zehnmal mehr ist! Und ist's auch nur so ein halber Acker Land, was sie da hergerichtet hat. — Ich laß mich jetzt zehnmal eher todschlagen, eh' ich's gäbe, daß so ein Rosenkranz drauftritt, und meiner treuen Seele dabei ihr Werk kaputt macht oder gar sie selber anpackt. Nun sieh' ich noch hundertmal fester und in's „alt Freund“ und Ruhe und Festigkeit. Ich denk' eben, so eine Frau ist auch was wert. Das wollt' ich bloß sagen, und an die müssen wir hier in unserer Zeitung auch mal denken. Adm. F... b.

„Wie kann Gott das zulassen?“

Nachdruck v. roten

Gott gab Weisheit, doch auch freien Willen, Sie zu verachten, oder zu erfüllen, Uns blieb die Wahl. Wir konnten in der Bahn des Rechtes wandeln, Auch rücksichtslos in roher Selbstsucht handeln, Der Welt zur Qual. Der Weg des Rechtes, der Menschlichkeit und Liebe Verlor sich in der Bahn selbstsüchtiger Triebe, Der Welt zum Fluch. Die Habgier und das schrankenlose Jagen Nach Geld, Genuß und heiteren Lebenstagen War Selbstverzug. Manch schlechtes Beispiel in den „bessern“ Klassen Trug die Begehrlichkeit in breite Massen Von Land zu Land. Der Wettbewerb ließ alle Bängel fallen, Da fezt der Wölfer Aufeinanderprallen Die Welt in Brand. Noch während draußen Ströme Blutes rinnen, Seht, wie die Spekulantten darauf sinnen: „Wie werd' ich reich?“ Ich will jetzt Geld auf jede Art erwerben, Und wenn die Nebenmenschen Hungers sterben, Mir ist es gleich! Und andre, die schon lang mit Gott zerfallen, Sehn wir zum Himmel ihre Hände halten In Born und Spott: „Ist das die Allmacht des Gerechten, Guten. Die zuläßt, daß die Völker sich verbluten, Ist das ein Gott?“ O frevelst nicht, ihr armen, blinden Toren! Im Schoß der Freiheit ward der Krieg geboren, Der Mensch ist frei! Aus freier Wahl ging er auf schwanken Wegen Der Katastrophe unbewußt entgegen, Nur sich noch tren. Nun, da er sieht die ganze Welt in Flammen, Die Völkersbrüche jählings brach zusammen, Begreift er's nicht. Er ärgert dem Gott, der frei ihn ließ gewähren, Als er von Nächstenliebe nichts mocht' hören Und Bruderspflicht. Gott ist gerecht, läßt den Naturgesetzen Des Völkerebens, die nur wir verlegen, Freiwallend Spiel. Nun soll das Leid, das freie Menschen schufen, Zu Gott empor uns bauen neue Stufen, Das ist sein Ziel!

Wiesbaden, Juli 1916.

Engelbert Strohe.